Geschlossene Gesellschaft

Immer mehr Reichtum, immer mehr Armut: Die ersten Deutschen mit Geld setzen deshalb jetzt auf Selbsteinzäunung. In den bewachten Wohnanlagen fühlen die Leute sich sicher – wenn nur die doofen Nachbarn nicht wären. Und der Neid.

Von Thorsten Schmitz

Potsdam / Berlin – Hinter der Glienicker Brücke steht ein Schild, das man leicht übersieht, wenn man im Auto sitzt. Auf dem Schild steht: „Hier waren Deutschland und Europa bis zum 10. November 1989 um 18 Uhr geteilt."

Es ist 16 Uhr und einundzwanzig Jahre später, als man vor einem elektrischen Zaun wartet, ein paar hundert Meter von dem Schild entfernt, in der Berliner Straße 74-77a. Es gibt eine Klingelleiste, aber eine ohne Namen. Auf einem Knopf sind drei Buchstaben eingraviert: „Ruf". Drückt man ihn, filmt eine Kamera, ein Pförtner meldet sich. Hat er den Namen des Besuchers auf seiner Liste gefunden, öffnet sich leise summend das Tor und man betritt Arkadien – Deutschlands erste *gated community*. Es ist Potsdams goldener Käfig am Glienicker Horn.

21 Jahre nach dem Fall der Mauer werden in Deutschland wieder Zäune hochgezogen. Die Grenze verläuft diesmal nicht zwischen West und Ost, sondern zwischen vermögend und nicht (so) vermögend. In Potsdam und in Berlin, in Frankfurt und in Leipzig entstehen in bewachten Wohnsiedlungen geschlossene Gesellschaften. Man lebt mitten in der Stadt, und man schottet sich gleichzeitig von ihr ab. Manikürte Siedlungen, umzäunt und mit Schlagbäumen gesichert, rund um die Uhr von Bewegungsmeldern und Wachmännern kontrolliert, das kennt man aus Los Angeles, São Paulo, Moskau.

Und der Trend zum sicheren Wohnen kommt jetzt nach Deutschland.

Ausflugsdampfer schippern auf der Havel, am Ufer schwimmt eine Entenmutter mit ihrem Nachwuchs, die Herbstsonne taucht Schloss Babelsberg in rosa Licht. Uwe Peter Braun steht auf der Dachterrasse seiner 270 Quadratmeter großen Penthousewohnung in Arkadien und sagt erst einmal nichts. Er weiß, dass man bei so einem Anblick nichts sagen muss. „Höchstens die Berge fehlen", sagt der Unternehmer aus Essen und lacht. Seine Frau Andrea sagt: „Wir fahren ja öfter nach Meran, da will man wissen, dass noch alles steht, wenn man wiederkommt." Bei den Brauns hängen Zeichnungen von Picasso an den Wänden, auch ein Dali. Im Wohnzimmer steht ein Schreibtisch aus dem Jahr 1743, er soll Napoleons Marschall Michel Mey gehört haben. „Hier sitze ich oft, höre klassische Musik und komme auf neue Ideen für Patente", sagt Uwe Peter Braun, der zusammen mit seiner Frau ein Unternehmen für Innovationsnetzwerke betreibt. Es erscheint ihnen beruhigend, wenn sie im Dunkeln die roten Lichter der Infrarotkameras und Bewegungsmelder sehen.

„Hier sitze ich oft, höre klassische Musik und komme auf Ideen": Uwe Peter Braun und seine Frau Andrea leben in „Arkadien" – es ist Potsdams goldener Käfig am Glienicker Horn. Fotos: Regina Schmeken

Frau Braun weiß um die soziale Lage in und um Berlin. Und sie sagt: „Es wird ja nicht besser."

„In Südamerika und in den USA sind gesicherte Wohnanlagen längst Alltag. Bei uns nimmt auch die Verarmung zu, die Sicherheitslage verschärft sich, da ist es wichtig, dass man sich absichert", sagt Uwe Peter Braun. Die Absicherung ist den Brauns viel Geld wert. Sie bezahlen jeden Monat nur für den Sicherheitsservice 1300 Euro. Herr Braun scherzt: „Ich hab' schon mal günstiger gelebt." Aber das sei kein Problem.

Gibt es denn überhaupt Probleme an einem Ort, an dem man vom Pförtner die sortierte Post durchs Autofenster gereicht bekommt? Wo man keinen Rasen mähen muss und sofort ein Handwerker zur Stelle ist, wenn ein Rohr verstopft ist? Einkaufen könnte ein Problem sein, weil es auf dem 23 000 Quadratmeter großen Areal kein Geschäft gibt, in dem man mal eben Milch kaufen könnte. Aber Herrn Braun stört das nicht. „Ich könnte mich ins Boot setzen und 'rüberfahren zum Aldi-Supermarkt, der direkt an der Havel liegt. Aber das macht man natürlich nicht." Nein, ein Problem sind da eher – die Nachbarn. Jede Eigentümerversammlung sei „wie das Hornberger Schießen. Da gehen wir schon gar nicht mehr hin." Als die Brauns in ihre Penthousewohnung zogen, kam einer der Möbelwagen vom Weg ab und beschädigte eine Grasnarbe. „Ein paar Tage später hatte ich eine Anzeige von der Potsdamer Umweltbehörde, ein besorgter Bürger hatte das gemeldet, einer unserer Nachbarn . . ."

Wenn Andrea Braun im Smart vor dem Tor von Arkadien steht, der Pförtner sie erkennt, das Tor sich öffnet und hinter ihr wieder schließt, empfindet sie Sorglosigkeit: „Ich fühle mich dann frei." Sie meint: frei von Angst. „Ich kann mich zehn Minuten in der Tiefgarage aufhalten, und ich kann sicher sein, dass keiner reinkommt, den ich nicht kenne." Sie steht neben dem Flügel im Wohnzimmer, draußen schüttet es, sie sagt: „Die Situation wird ja nicht besser." Sie erzählt von einer Freundin, die zu Hause war, als sich ein Einbrecher am Türschloss zu schaffen gemacht hatte.

Die Sicherheitsvorkehrungen und die Videokameras, „die merkt man hier nicht. Die Einzäunung, die verliert sich." Entspannung, das ist Andrea Braun wichtig: „Hier habe ich als Frau keinen Stress im Kopf, dass mir etwas zustoßen könnte. Das ist Lebensqualität für mich."

Professor Georg Glasze ist viel herumgekommen. Weltweit betreibt er Forschungen über bewachte Wohnanlagen. Der 40 Jahre alte Wissenschaftler vom Geografischen Institut Erlangen kennt die Welt hinter den Zäunen. Glasze war in gesicherten Apartmentsiedlungen im Libanon, im südafrikanischen Pretoria, wo Prominente hinter Starkstromzäunen wohnen, in den Seniorenghettos von Florida, in einer Wohnanlage nahe São Paulo, wo die 50 000 Bewohner sogar über eine eigene Wacharmee verfügen und in Los Angeles. Einen Boom für bewachtes Wohnen hinter Kameras und Zäunen hat er auch in Polen ausgemacht, in Warschau etwa, wo direkt neben Plattenbausiedlungen *gated communities* hochgezogen werden.

Interessant findet Glasze, was sich in deutschen Städten tut: „Es ist wieder attraktiv geworden, mitten in der Stadt zu wohnen, allerdings auf Distanz zu den Nachbarn." Glasze beobachtet, dass in Berlin, Frankfurt und Leipzig innerstädtische Wohnviertel hinterm Schlagbaum entstehen, mit Doorman-Service und Kamerakontrolle. Siedlungen mit „Erwartungssicherheit", das heißt Orte, an denen man wisse, „wer mein Nachbar wird". Aber weiß man das wirklich? Die Brauns etwa hätten es nicht für möglich gehalten, dass sie sich mit Nachbarn auseinandersetzen müssen, die stundenlang über eine Nebenkostensteigerung von 25 Euro streiten können.

Die Wohnanlagen versprächen „die städtische Vielfalt vor der Tür", gleichzeitig aber auch, „dass die Stadt den Wohnanlagenbewohnern nicht zu sehr auf die Pelle rückt". Bewachte Wohnanlagen würden die Städte fragmentieren, sagt Glasze. Ärmere Bevölkerungsschichten würden an die Peripherie gedrängt.

An manchen Orten wollen ärmere Bevölkerungsschichten aber offenbar einfach nur unter sich bleiben.

Achim Anscheidt hat erst überlegt, ob er mit einem Journalisten reden möchte. Die meisten Bewohner des Hauses, unter ihnen eine Unternehmerfamilie aus Israel, wollten nicht in der Zeitung stehen. Es ist Samstag, und Anscheidt bespricht zusammen mit seiner Frau und einem Architekten, welche Fliesen das Bad in ihrem Loft bekommen soll. Hellbeige? Dunklere? Der weiße Neubau mit den großen Fensterfronten heißt *carloft*. Er hatte in den letzten Jahren Schlagzeilen gemacht.

In Kreuzberg auf seinem Balkon parken? Tolle Sache. Aber offenbar provozierend.

Und gezeigt, dass nicht jeder in Berlin-Kreuzberg willkommen ist.

Die Luft in der Reichenberger Straße ist von Kohlegeruch erfüllt, manche Mieter hier haben immer noch keine Zentralheizung. Am unteren Ende der Straße liegt eine antifaschistische Bibliothek, an einem Gebäude hängen Transparente gegen Mietpreissteigerungen. Das *carloft* fällt auf. Wer hier wohnt, hat keine Probleme mit Mietpreissteigerungen, sondern ist glücklich, dass er nie wieder einen Parkplatz suchen muss. Man fährt von der Reichenberger Straße vor einen Aufzug, drückt auf eine Fernbedienung, und in wenigen Momenten öffnet sich eine graue Aufzugstür. Man fährt mit dem Auto (und den Kindern und den Getränkekisten) auf die Loggia seiner Wohnung, steigt aus dem Auto und ist nach zwei Schritten im Wohnzimmer.

Man kann geteilter Ansicht über Autos auf Balkonen sein. Es gibt Menschen, die das möchten. Unbestreitbar ist, was Achim Anscheidt sagt: „Wir haben uns gewundert, dass ausgerechnet das als tolerant bekannte Kreuzberg dem Konzept gegenüber so intolerant ist." Farbbeutel flogen zum Richtfest auf die weiße Fassade, Mülltonnen wurden abgefackelt, Demonstranten riefen, „das Reichenpack" solle sich „aus dem Staub machen".

Noch immer steht auf dem Bürgersteig vor dem Haus ein weißer Container, der zwischenzeitlich Tag und Nacht mit Polizisten besetzt war, um die Bewohner zu schützen. Der Container ist längst verwaist, und manche *carloft*-Gegner, „die früher auch gegen *McDonald's* in Kreuzberg waren, essen da jetzt ihre Hamburger", sagt Johannes Kauka, der Chef der *carloft*-Firma. Kauka selbst wohnt auf dem Land, aber er kommt gerne mit seinem Elektroauto und parkt dieses dann auf der Loggia der Musterwohnung. *Carlofts* sollen jetzt auch in Karlsruhe, Tel Aviv und in Amerika gebaut werden. Kaukas Konzept lockt mit Sätzen, die in unsicheren Zeiten dem Trend nach Sicherheit in den eigenen vier Wänden folgen: „Bedrohliche Situationen in dunklen Seitenstraßen, schlecht beleuchtete Tiefgaragen, Angst vor Übergriffen sind für Sie Vergangenheit."

Kauka mag nicht gern darüber reden, wie viel Hass ihm entgegenschlägt, in Blogs etwa. Er sagt nur: „Wir leben in einer Demokratie, und da darf man unterschiedlicher Meinung sein. Gewalt ist kein Mittel der Demokratie." Als die Proteste nicht abnehmen wollten, lud Kauka die Auswohner zu einem Gespräch. Damit hatten die nicht gerechnet: „Die Leute waren überrascht, dass ich mit ihnen reden wollte. Sie haben mir dann gesagt, dass sie es dekadent finden, mit dem Auto auf dem Balkon zu parken."

In dem Altbau gegenüber dem *carloft*-Haus, auf gleicher Höhe mit der Wohnung der Anscheidts, haben Bewohner zwei große Wörter auf ihre Fenster geklebt: PISS OFF. Achim Anscheidt ist Chefdesigner von Bugatti bei Volkswagen in Wolfsburg, er kann darüber lächeln. Die Bauarbeiter haben dann auch „Piss off" auf die Fensterfront des Anscheidt-Lofts geklebt.

Wenn man Thomas Groth fragt, warum immer mehr Menschen Schutz hinter Videokameras und Bewegungsmeldern suchen, fragt er zurück: „Wie oft ist bei Ihnen schon eingebrochen worden?"

Fuck you, Yuppies!" Die Neuen sind entsetzt: Ist das die berühmte Berliner Toleranz?

Groth zeigt eine lichtdurchflutete Wohnung im Apartmentblock The Charleston, von der Terrasse kann man das Sony Center sehen und die Kuppel des Reichstags. Versteckt angelegte Videokameras können sehen, ob ein Einbrecher eine Leiter an die Fassade lehnt. Groth ist Geschäftsführer von allod, einem Unternehmen, das Projekte wie The Charleston am Potsdamer Platz und das Villenviertel Diplomatenpark hinter der Philharmonie verwaltet.

Im Laufe seines Lebens ist insgesamt viermal in Wohnungen von Thomas Groth eingebrochen worden. Einmal saß er mit seiner Frau vor dem Fernseher, als Diebe seelenruhig die Wohnung ausräumten. „Erst waren wir weitend, dann fühlt man sich völlig unbeschützt."

Das Geschäft mit der Sicherheit floriert. Im Charleston liegen 40 Eigentums- und 32 Mietwohnungen, in ein paar Wochen eröffnet dort ein Wellness- und Fitnesscenter. Fast alle Wohnungen sind bereits verkauft oder vermietet. Ein Penthouse (von insgesamt vier) ist noch zu haben, für 1,6 Millionen Euro. Man hat von dort den ganzen Himmel über Berlin für sich, ein Postkartenmotiv aus Fernsehturm, Tiergarten, Bundeskanzleramt und Sonyceterdach. Groth sagt, Käufern und Mietern sei es wichtig, dass der Doorman kontrolliert, wer ein- und ausgeht. Und dass in der Tiefgarage Kameras jeden Winkel im Zoom haben: „Das beruhigt die Frauen immer ganz gern." Er ist aber auch ehrlich und gibt zu „Wir bieten kein Fort Knox, das wäre vermessen zu behaupten."

Groth seufzt, wenn man ihn auf die Kritiker anspricht: „Ich kenne diese ewige Diskussion in Deutschland. Sobald das Wort Doorman fällt, wird von elitärem Wohnen gesprochen. Dazu muss ich sagen, das ist leider typisch deutsch."

Vielleicht aber auch nur typisch Berlin. Auch in Friedrichshain werden neue Wohnformen nicht geduldet. In den Prenzlauer Gärten am Volkspark Friedrichshain leben seit zwei Jahren 60 Familien in Townhäusern. Es gibt einen Zaun, der aber so niedrig ist, dass man leicht darüberklettern kann. Es gibt auch einen elektrischen Zaun und ein Pförtnerhäuschen – aber schnell einigten sich die Bewohner, dass der Zaun immer offen bleiben soll und sie keinen Doorman brauchen.

Und trotzdem, sagt eine junge Mutter, die gerade ihre Tochter auf dem Autokindersitz angurtet, „wachen wir hier manchmal morgens auf und lesen Graffiti wie ‚Fuck Yuppies!' oder ‚Willkommen in Bonzenhausen!'."

Die Mutter kommt aus München. Von da, sagt sie, „kennen wir so was Intolerantes gar nicht".